

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M
In alle übrigen Gegenden 3 M
Beitragliche, die halbjährliche
erhalten monatlich 2 Mark.

Halleische Zeitung.

Anzeige-gebühren
Für die Kleinanzeigen...
Für die Kleinanzeigen...
Für die Kleinanzeigen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 20. Januar 1897.

Berliner Bureau
Berlin SW., Friedrichstraße 3

Deutsches Reich.

Die Majestäten besuchten gestern Vormittag gelegentlich des gemeinsamen Spazierganges durch den Tiergarten das Atelier des Bildhauers Prof. Raumbach.

Gegenüber den Abteilungen Wiener Wälder über verschiedene Besuche, die der Kaiser in diesen Jahren in Österreich anstellen werden, zur Überwindung in Wien, zum Jubiläum u. s. w.

Das Festen des Fürsten Bismarck ist zurückgehend, nur leidet er hin und wieder an Geschichtsschmerzen.

Der Reichsanzeiger meldet: Seine Majestät der Kaiser haben allergnädigst geruht, dem Fürsten Wilhelm zu Wiesbaden Kommandeur und Militär-Inspektor der freiwilligen Mannschaften des Regiments zu werden.

Das Staatsministerium hat gestern Vormittag 10 Uhr unter dem Vorsitz des Fürsten zu Stolberg im Reichstagsgebäude zu einer neuen Sitzung zusammen.

In Bundesratskreisen glaubt man, daß die hagerischen Vermittlungsversuche zur Handwerkerfrage schließlich, wenn auch in einzelnen Punkten moßfährig, doch im großen Ganzen durchgehen werden.

Hürdisches Geschreibsel. Der Hannover. Courrier will gehört haben, daß die Konserwatoren sich neu konstituierten und als Regierungspartei sans phrase aufstehen wollen.

Der Bund der Landwirthe muß sich für seine diesjährige Jahresversammlung in Berlin nach einem andern Lokale umsehen, da die schon genannte Forderung des Graus durch wieder zurückgegangen worden ist.

Die W. R. L. leitet die Aufmerksamkeiten auf den unter sozialdemokratischer Regie unternommenen Versuch, eine über ganz Deutschland sich erstreckende gewerkschaftliche Organisation der Eisenbahnarbeiter zu gründen.

Die Bedeutung umfangreicher Arbeitsverhältnisse auf diesem Gebiete für unser Gewerbe im Ganzen ist natürlich eine ungleich größere, als die gleich umfassenden Arbeitsverhältnisse in einem privaten Gewerbegebiete.

Es handelt sich daher um einen Plan, welcher zur größten Aufmerksamkeit und Beachtung heranzuziehen. Die Augen schärfen, gegenüber den Ministern ist vielmehr rasches und entschlossenes Handeln ohne alle Rücksicht auf etwaige Gefahren der einzig richtige Weg.

Amlicher Nachmittags zufolge hat die Reichstagskammer in den letzten Sitzungen über die Wirtschaftspolizei im Deutschen Reich für die ersten drei Viertel des laufenden Jahres 6811 683,50 Mark, oder 398 304,00 Mark mehr erbracht, als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Die Hamburger Nachrichten enthalten an hervorragender Stelle folgendes zutreffende Entree: In Sachen der deutschen Instruktionsoffiziere in der philippinischen Gruppe befindet sich die Entscheidung ihrer Stellung in der Zeit auf eine Behandlung zurückzuführen.

Parlamentarisches.

Im Reichstag ist gestern die von der Sozialist-Abtheilung des Reichstages am ausgearbeitete Denkschrift bezüglich der Sammelgebühren in Afrika eingegangen.

In Abgeordnetenkreisen wird über einen Antrag beraten, welcher das Verbot des Verkaufes nicht vollständig funktionierender Kartoffelbranntweins zu Nahrungsmitteleigenschaften...

Die Sache hat schon einmal vor zehn Jahren die geschehenen Körperlichkeiten bedingt, ohne daß indessen damals ein Ergebnis erzielt worden ist.

Preussischer Landtag. Abgeordnetensaal.

Die gestrige Fortsetzung der ersten Staatsberatung im Abgeordnetensaal war abwechselnd und inhaltlich, wie seit lange nicht. Vier Minister einschließlich des Ministerpräsidenten nahmen nach einander den Wort zu bedeutenden Erklärungen.

Als ich zu meinem Bedauern genöthigt, heute wieder einmal gegenüber meinem verehrten Freunde von Herrn Grafen zu Bülow-Sturum, einige Bemerkungen zu machen.

Der Herr Abgeordnete befragt dann, daß untergeordnete Leute empfangen werden. Ja, soll man für das Auswärtige Amt eine Art Unfähigkeit der Journalisten eingeführt werden?

Der Herr Abgeordnete befragt ferner, daß der Prosef Veretung überhaupt nicht vermeiden worden sei und daß man nicht den Antrag über Verhandlungen mit dem Reichstag bei nicht haben.

Ich war verständig, den Staatsrat zu befragen. Es handelte sich um veränderliche Bedingungen von Seiten des Reiches und des Auswärtigen Amtes. Das zweite Verhandlungsmoment gegen den Reichstag wurde nicht gemacht, es mußte ein das Gericht und damit die Öffentlichkeit gewonnen werden.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Als ich zu meinem Bedauern genöthigt, heute wieder einmal gegenüber meinem verehrten Freunde von Herrn Grafen zu Bülow-Sturum, einige Bemerkungen zu machen.

Einmalabtheilungen des Reichstages einwirken will, so erweist man, nicht thatthätig, sondern tendenziös aufgetrübter Geistes, und ich bin nicht zu dritt, die Einnahmen eines der Eisenbahnen besser verstehen zu wollen, als mein hochverehrter Kollege Wäber.

Als ich zu meinem Bedauern genöthigt, heute wieder einmal gegenüber meinem verehrten Freunde von Herrn Grafen zu Bülow-Sturum, einige Bemerkungen zu machen.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Der Herr Abgeordnete fragt, ob die Fortsetzung des Staatsministeriums in Kenntnis zu setzen; er hat von diesem die Zustimmung zu seinem Vorgehen erhalten.

Als ich zu meinem Bedauern genöthigt, heute wieder einmal gegenüber meinem verehrten Freunde von Herrn Grafen zu Bülow-Sturum, einige Bemerkungen zu machen.



(Nachdruck verboten.)

Absinth.

Roman von M. Coralli.

22) Aus dem Engliſchen von Adele Berger.

Vor dem Altar kniete ein Prieſter, das Geſicht von Jorn und Schmerz entſtellt, mit den bloßen Händen einen Sarg aufreißend. Ein Theil des zerbrochenen Deckels ließ ein Frauengeſicht ſehen, von noch ſeltſam verführeriſcher Schönheit, obwohl der Pinſel des Künſtlers die bläulichen, entſtellenden Schatten des Todes angedeutet hatte, die ſich um Augen, Naſenlöcher und Mundwinkel zu zeigen begannen. Unter dem Bilde ſtand in deutlichen Buchſtaben: „O Gott, gieb mir dies Weib zurück!“

Die Qual eines ganzen Lebens war in dieſem furchtbaren Bilde ausgedrückt, und auf mich machte es einen erſchütternden Eindruck. Ich dachte an Silvion Guidel und meine Füße zitterten, als ich nähertrat, um es zu betrachten. Das wilde Kind jah mich an und ſtammelte, auf das Bild deutend:

„Schön! Schön! Er ſtirbt! Nicht wahr, er ſtirbt?“

Geffoney hörte es und lachte.

„Ja, er ſtirbt. Er ſtirbt an enttäuſchter Liebe, wie wir alle an irgend einer Täuſchung ſterben, wern es auch nur die Täuſchung iſt, daß wir zu athmen glauben. Was halten Sie davon, Beauvais?“

„Es iſt ein herrliches Werk!“ ſagte ich und ſprach die Wahrheit.

„Ja, das weiß ich,“ antwortete Geffoney ſtolz. „Aber trotzdem will ich lieber wie eine Ratte in ihrem Loch hungern, als es verkaufen.“

Ich ſah ihn erſtaunt an.

„Worum?“

„Warum? Weil ich nach meinem Tode für meinen Namen Reklame gemacht haben will, und die einzige Art, dies zu thun, iſt, das Bild Frankreich zu ſchenken! Wenn Frankreich nichts dafür zu zahlen haben wird, wird es mit Lob freigebig ſein, und die Kunſtkritiker, wohl wiſſend, daß meine Knochen keinen Nutzen mehr davon haben werden, werden die Welt mit ihren Lobeshymnen aufführen!“

Er ließ den Vorhang über das Bild fallen und wandte ſich zu mir.

„Sagen Sie mir, Beauvais, haben Sie ſeit jener Nacht noch einmal Abſinth getrunken?“

„Natürlich, ſehr oft.“

Seine Augen blickten mich ſonderbar prüfend an, dann ergriff er meine Hand und ſchüttelte ſie heftig.

„Das iſt recht, das freut mich! Nur laſſen Sie ſich von der reizenden Fee nicht überrumpeln, Beauvais, behalten Sie immer die Oberhand, wie ich!“

Das war nicht wahr, ich wußte es; Niemand liebt Abſinth mit lauer Wärme, ſondern immer voll und ganz.

„Kommen Sie!“ rief er plötzlich. „Laſſen Sie uns luſtig ſein! Gehen wir in die Morgue?“

„In die Morgue?“ wiederholte ich, zurückfahrend, denn ich war einmal dort geweſen, und der Anblick hatte mir Grauen ingeſetzt — „warum gerade in die Morgue?“

„Weil es dämmert, lieber Freund, und weil der Zauber des elektriſchen Lichtes die Todten verklären wird. Wenn Sie zu dieſer Stunde noch nicht dort waren, ſo werden Sie etwas Neues ſehen. Ich ziehe es dem Theater vor — bitte, entziehen Sie mir Ihre Geſellſchaft nicht!“

Ich bedachte mich einen Moment, und dann beſchloß ich, mit ihm zu gehen. Er ſetzte den Hut auf und wandte ſich zu dem Kinde

„Warte, bis ich zurückkomme, mein Affe,“ ſagte er ſeine zerzaute Mähne ſtreichelnd. „Vorläufig habe ich nichts für Dich.“

Als ich dies hörte, zog ich ein paar Francs aus der Taſche und reichte ſie dem Knaben. Einen Augenblick ſtarrte er das Geld an, als ob er ſeinen Augen nicht traute, dann ſtieß er einen ſchriſtlichen Schrei aus, ſprang auf und rannte wie eine gehetzte Antilope die winklige Treppe hinab, während Geffoney lächelnd nachblickte.

„Ein komiſches, kleines Geſchöpf!“ ſagte er. „Jetzt wird es mit den zwei Silbermünzen allerlei Dinge einkaufen, aber er wird keinen Biſſen berühren, bis ich zurückkomme. Er iſt wie ein Hund, liebt mich, weil ich ihn füttere, und darin gleicht er, obwohl er ein Barbar iſt, des reichen Mannes zwiliſſirten, armen Verwandten!“

Dreiuñdwanzigſtes Kapitel.

Wir verließen zuſammen das Haus und ſchritten durch die elende Gaſſe, in der es lag, wobei ich ſcharf nach rechts und links blickte, um zu ſehen, ob unter den Frauen, die unter den verſchiedenen Hausthüren miteinander plauderten, ſich nicht auch Pauline befände. Aber nein, ſie waren alle alt, häßlich, von Krankheit und Hunger entkräftet, und ſie laßen uns kaum an, obwohl der phantaſtiſche Geffoney ſich die Mühe gab, den Hut vor ihnen zu ziehen, trotzdem keine von ihnen, nicht einmal zum Scherz, den Gruß erwiderte. Wir hatten bald die Straßen durchſchritten, welche zwiſchen Geffoney's Wohnung und der Morgue lagen, und langten bei dem langen, niedrigen Gebäude an, als eben eine bedeckte Bahre hereingetragen wurde. Geffoney berührte ſie in vertraulicher Weiſe.

„Wer ſpaziert da?“ fragte er ſcherzhaft.

Einer der Träger ſah auf und lachte.

„Nur ein Kind . . . überfahren.“

„Nur das!“ Geffoney zuckte die Achſeln. „Wie uninteressant!“

Wir traten Arm in Arm in das unheimliche Haus; das Licht war noch nicht voll aufgedreht und nur ein blauer Schimmer zeigte uns die Platte, auf der die unbekanntem Leichname Seite an Seite gelegt zu werden pflegen, während vom Dach aus eiskaltes Waſſer auf ſie niederregnete. Im Augenblick waren nur zwei vorhanden — das überfahrene Kind war weggetragen worden, „um Toilette zu machen,“ ehe es zur Schau geſtellt werden konnte. Außer uns waren nur noch vier oder fünf Perſonen anweſend; das Licht war trübe, und Geffoney beklagte ſich laut darüber.

„Zum Teufel, wir ſind nicht in den Kataomben!“ rief er. „Wenn ein großer Künſtler wie ich herkommt, die Todten anzufehen, ſo will er ſie ſehen, nicht ihre Umriſſe errathen!“

Die Anweſenden ſtarrten ihn an, lächelten dann und ſchiener ihm beiſpflüchten; in der Thür erſchien jedoch plötzlich ein würdig aussehender Beamter, der, nachdem er Geffoney erkannt hatte, ſich höflich verbeugte.

„Pardon,“ ſagte er entſchuldigend, „das Licht ſoll ſofort aufgedreht werden. Es ſind heute nur wenig Zuſchauer.“

Geffoney lachte und ſchlug ihn auf die Schulter.

„Ja, Sie ſind ſparſam, lieber Freund!“ ſagte er. „Sie ſargen ſelbſt den Todten ihre letzte Laterne auf dem Wege zum Stry ab! Sie haben noch nichts vom Stry gehört? Thut nichts; Laſſen Sie es nur licht werden; vielleicht finden wir Bekannte . . . Der eine ſieht im Zwiſelicht erſtaunlich maſſiv aus; ein wahrer Hertules!“

Der Beamte lächelte. „Dieſer Leichnam wurde vor zwei Tagen in der Seine gefunden, und der Herr weiß ja, daß das Waſſer einen Leichnam nicht gerade ſehr ſchön auftreibt.“

Mit dieſen Worten und einem lebenswürdigen Nicken verſchwand er, und etwas, ich weiß nicht was, bewog mich, ſerglos

eine Melodie vor mich hinzusummen, während ich das Gesicht an die Glaswand drückte und hineinstarrte. Blötzlich flamnte das Licht weiß, glänzend und blendend auf . . . im ersten Augenblick sah ich nichts, dann aber hörte ich Gessoner noch sagen:

„Die alte Frau ist schöner als der junge Mann, Beauvais. Der Tod durch Vergiftung ist augenscheinlich beruhigender für die Muskeln, als der Tod durch Ertrinken.“

Ich sah hin und allmählich nahm mein Blick die Szene auf. Der erste Körper, der mir am nächsten lag, war der jener Frau, von welcher Gessoner sprach; einer von den Nebenstehenden begann ihre unglückselige Geschichte zu detailir en, daß sie sich in einem Anfall von Wahnsinn vergiftet habe. Ihre Züge waren ganz ruhig, und die kleinen Wassertropfen rieselten wie Perlen von ihrer runderlichen Haut ab. Aber das andere, das etwas abseits lag . . . die andere dunkle, bläuliche Masse . . . war es, konnte er der sterbliche Theil eines Menschen sein?

„Was ist das?“ fragte ich, darauf deutend, wohl ein wenig unsicher, denn meine Schläfen klopfen und ich hatte ein eigen- thümliches, würgendes Gefühl im Halse, das mir das Sprechen erschwerte.

„Das war ein Mensch, ist's jetzt aber nicht mehr.“ antwortete Gessoner leichtsin. „Jetzt ist es ein „Es“, und ein ganz abscheuliches Es, so abseulisch, daß ich es näher besehen muß. Kommen Sie, Beauvais, Herr Joteaug kennt mich sehr gut und wird uns hineinlassen.“

Herr Joteaug war der Beamte, der früher mit uns gesprochen hatte, und als Gessoner ihm erklärte, daß er eine Skizze des Ertrunkenen anfertigen wolle, außerhalb der Glaswand aber die Züge nicht aufnehmen könne, gestattete er uns sofort, einzutreten.

„Freilich ist das Gesicht kaum noch ein Gesicht zu nennen,“ meinte Herr Joteaug mit lebenswürdiger Gleichgültigkeit. „Man kann die Züge fast nicht mehr unterscheiden; das Sonderbarste aber ist, daß die Augen nicht zerstört worden sind. Er muß doch mindestens drei Tage im Wasser gelegen haben und ist seit zwei Tagen hier, aber die Augen sind wie Steine und fast gar nicht verletzt.“

Dabei begleitete er uns dicht vor die Marmorplatte, und der Todte lag vor uns. Der Anblick war so furchtbar, daß selbst Gessoner erschraf, während ich, von einem Schwindel ergriffen, zurütaumelte. Ich kannte diese Augen, und hätte ich noch einen Zweifel gehegt, so wäre er von der Narbe über der linken Schläfe widerlegt worden, die, weil das durchnässte Haar gänzlich von der Stirn zurückgestrichen war, deutlich sichtbar ward. Ja, Alles, was sterblich war von Silvion Guidel, lag vor mir, doch soviel ich weiß, gab ich kein Zeichen von Schuld oder Entsetzen. Aber um mich her war lautes Singen und Tosen, wie das Geräusch eines zornigen Stromes, dessen Kluth steigt . . . mein Gehirn drehte sich, und ich hielt den Blick starr auf den Körper gerichtet, bloß weil ich unfähig war, einen Muskel zu rühren oder ein Wort hervorzubringen. Die kalte, geschäfts- mäßige Stimme des Herrn Joteaug aber brachte mich beinahe außer Fassung.

„Die Kleider beweisen, daß er ein Priester war,“ sagte der Beamte und deutete auf ein paar Kleidungsstücke, die gerade über dem Todten aufgehängt waren (ich erkannte sie wohl!) — „aber von welchem Orden er ist und von wo er kommt, weiß Niemand. Wir fanden eine Börse mit Geld bei ihm — jedoch ein Verbrechen also ausgeschlossen erscheint — und ein Brevier ohne Namen. Er ist nicht identifizirt worden und wird sich nicht mehr lange halten — morgen kommt er weg.“

„Wohin?“ fragte ich; meine Stimme klang so erstickt, daß ich heftig hustete, um es mit Heiserkeit zu entschuldigen.

Gessoner lachte. Er war eifrig beschäftigt, von dem Todten eine Bleistizze zu machen.

„Wohin? Lieber Freund, in die schöne „Grube“, wohin wir Alle kommen. Freilich können wir unsere eigene haben, wenn wir für einen solchen Luxus zahlen können, aber wir machen die Erde fruchtbarer, wenn wir uns Alle in eine Furche werfen lassen — es ist für unsere Nachkommen besser, und wir können so gefällig sein. Die allgemeine „Grube“ aber ist das schönste Grab, weil es Alle gleich macht. Dieser Mann,“ er fügte seiner Skizze ein paar ausführende Striche hinzu, „muß einmal schön gewesen sein.“

Joteaug lächelte ungläubig.

„Der Herr ist ein Künstler und sieht Schönheit auch dort, wo sie nie existirt hat,“ meinte er höflich.

„Durchaus nicht“, antwortete Gessoner, noch immer eifrig mit dem Bleistift arbeitend. „Dieser Körper ist vom Wasser aufgeschwollen worden, aber man kann seine natürlichen Umrisse noch errathen. Die Glieder waren schön geformt, Schultern und Brust stark und edel gebaut . . . das Gesicht . . . ja, das Gesicht mag einmal schön gewesen sein, denn Spuren davon sind noch vorhanden, die Augen aber waren sicherlich bemerkenswerth.“

„Dennoch sehe ich nicht ein, warum Sie eine Skizze von ihm machen,“ warf ich gereizt ein.

(Fortsetzung folgt.)

Geselligkeit und Innen- dekoration.*)

Eine Blauderei von Hans Schliepman.

Ein gewiegter Journalist sagte einmal: „Man gebe mir nur zwei Hauptwörter und ich mache einen Leitartikel daraus, und war's aus Mondkrater und Apfelsirudel oder aus Kuhpocken und Verbolismus.“ Ich fürchte, man wird bei obigem Titel zu dem Verdacht kommen, daß ich eine ähnliche Seiltänzerei mit Begriffen aufführen wolle. Was hat unsere Geselligkeit mit der Innendekoration zu thun und umgekehrt? Da will ich denn nur gleich klar und ehrlich, wie der Herr Farrer, das Erste, Zweite und Dritte meines Sermones vorher verkünden. Nämlich erstens: schaut Euch einmal unsere Geselligkeit an sich ein klein wenig mit mir an, zweitens: kann oder könnte unsere Geselligkeit nicht vielleicht der Innendekoration und damit dem ganzen Kunstgewerbe nützen? und drittens: was kann gleichzeitig die Innendekoration wieder für unsere Geselligkeit thun? — Nun sieht's schon etwas gebildeter aus! Ganz so gebildet wie unsere Geselligkeit oder gar noch gebildeter, was noch nicht viel sagen will, denn, Hand auf's Herz: wach eine innerliche Bildung ver- rätth unsere landläufige Art der Geselligkeit — die landläufige der besseren Kreise? — Wenn wir einmal von unserem gesell- schaftlichen Zwange, von der unbedingten Aube- rung der leider zum Feitich gewordenen geselligen Formen absehen, welche Karri- katur alter deutscher froher Gailligkeit ist unsere Geselligkeit von heute! Was beim Wirth Güte, beim Gast Freude sein sollte, ist hier harte Pflicht und dort langweilige Arbeit ge- worden. Wer innerhalb der „Geselligkeit“ steht, d. h. zu den- jenigen Kreisen von Beittelten oder Beitzigen gehört, die ihren Werth, ihr Recht, „dazu zu gehören“, lediglich dadurch beweisen, daß sie Alles, was einmal „Brauch“ ist, unbesehen als gut und zur Nachbetung unerläßlich ansehen, die nicht die Person, sondern deren Stellung in ihrem Kreise abschätzen — wer, sagen wir's doch einmal frei heraus, um seines Fortkommens willen äußere Geselligkeit pflegt, der weiß auch im Stillen sehr wohl, daß er da lediglich „Opfer bringt“, ob er gebe oder empfangt.

Zunächst ist nun unsere heutige Art der Geselligkeit eine ungeheure wirtschaftliche Verfehrtheit. Gerade diejenigen Kreise, welche durch geistige Bildung die Anwartschaft hätten, alle höheren Interessen zu pflegen und auch materiell zu unter- stützen, die Kreise der weniger begüterten Beamten- und Künstler- schaft, werden durch den Zwang der offiziellen Gastereien zu Ausgaben veranlaßt, die ihren über das Bedürfnis hinausgehenden Etat vollständig aufzehren. Wer kennt nicht den trefflichen Regierungsrath oder den eleganten Oberst, der jedes Jahr seine „große Abfütterung“ giebt, damit er das Recht hat, sich nun auch bei allen Geladenen durchzuessen, und dem nun gerade soviel bleibt, die dabei kaput gegangenen Kopf- und Magen- nerven durch eine billige Badereise in Ordnung zu bringen? — Für Pflege künstlerischer Liebhabereien bleibt da natürlich nichts übrig!

Man wird entgegenhalten, daß der — findigere Künstler doch gerade durch die Pflege der Geselligkeit, dann freilich in den Kreisen der Finanz, sich weiterhilft. Beim Diner mit Cham- pagner erwirbt man eher einen Auftrag als durch jahrelanges Ausstellen und Vorwärtsstreben! — Nun, ist es der Kunst förder- lich, daß das Fortkommen eines Künstlers mehr durch seinen

*) Vorstehenden Aufsatz entnehmen wir der bekannten künftige- werblischen Zeitschrift „Mein Heim — mein Stolz“, reich illustriertes Journal für künstlerische Ausschmückung und Einrichtung der Wohn- räume, dessen Vektüre wir unseren Lesern und Leserinnen bereits wiederholt empfohlen haben. (Verlag von Alexander Koch in Darm- stadt.) Die Redaktion.

guten Magen und seine Unterhaltbarkeit als durch sein Talent gefördert wird? — Schlimmer aber als die finanzielle ist die geistige Schädigung der Kunst durch unsere landläufige erzwungene Geselligkeit. Ist bereits unsere Schulbildung eine so einseitig auf das Vokabelwesen gestellte, daß unsere „zu den höchsten Stellen befähigten“ Abiturienten vor künstlerischen oder gar technischen Fragen wie Säuglinge stehen, daß sie Zink nicht von Zinn, Intarsia nicht von Malerei, Prägung nicht von Guß, Kupferstich nicht von Stahlstich, geschweige denn einen Künstler von einem Stämper unterscheiden können, so thut unsere Geselligkeit den Rest, die „Gebildeten“ zu oberflächlichsten Kunstschwägern und innerlichen Kunstbananen zu erziehen. Es gehört immer schon ein mehr als gewöhnlicher Grad von Selbstkritik dazu, um sich bewußt zu bleiben, daß die wenigen „Künstler“, mit denen man in einer Gesellschaft vorzüglich als „Kunstkenner“ auskommen kann, doch zur Fällung eines wirklichen Urtheils nimmermehr ausreichen. Warum ist denn in Gang durch Kunstausstellungen für jeden Verständigeren eine Marter, da rechts und links die dreifache Urtheilslosigkeit sich laut macht? Weil unsere Tafelgesellschaft das fade Geträtsch und leichte Geschwätz geradezu großzüchtet. Bleibt doch selbst dem Ernsteren oft nichts Anderes übrig, wenn er sich zwischen zwei wildfremde Gänzen gefeilt sieht, die er unter Wein und Nebensarten zu halten hat, als Thorheiten zu schwätzen, damit wenigstens das Lachen ein Behagen erwecke! Von Belehren kann ja so wie so nicht die Rede sein, denn das wäre ja „unmöglich“! Jeder hat ja anzunehmen, daß diese Gänzen genau so viel Recht zum Urtheil haben wie ein Schnaase oder Janitschek, wie ein Lessing oder Fontane! Man lächelt verbindlich und hat höchstens die Erlaubniß, innerlich zu grinßen.

Diese Diners, Routs, Soupers u. s. w. sind aber für die „gebildete“ Jugend Höhepunkte des Daseins; genügen dort die paar Floskeln für Bethätigung geistiger Interessen, so werden sie wohl auch im Alltagsleben ausreichen! Da wird dann höchstens noch so viel gepinselt, gestrichelt und „Tagebuch“ geführt, daß das Gähnen vertrieben wird; dagegen füllten sich die Räume mit „selbstgemachtem“ Krimstrams, vor welchem dem Einsichtigen die Haut schaudert!

Wäre das Uebertreibung: wie will man's erklären, daß noch immer die blödeste Mode Tyrannin ist? — Gewiß, es giebt Ausnahmen, ganze Städtchen, deren Honoratioren einmal eine innerliche Geselligkeit pflegen. Aber sie bilden nicht das Gros des tausendsten Publikums; und der Künstler, der Kunsthandwerker gar, muß doch von diesem leben. Er muß also entweder auch ein Modeseer werden oder — hungern.

Das ist von jeher ungefähr ebenso gewesen, wird man einwenden. Dieses trifft aber doch nicht zu. Niemals vielleicht ist die Geselligkeit so verflacht und in überlebten Formen erstarrt, als heutzutage. Zur Zeit des guten Ritters Hanns von Schweinitzen war man allerdings viel roher; es galt sogar an den Höfen fast nur, die Bäuche vollzuschlagen, und was für Bäuche obenein! Aber man war wenigstens ehrlich und that nicht kultivirt. Das aber ist das Schlimmste: die Einbildung, gebildet zu sein, welche durch die gesellschaftliche Phrase großgezogen wird. — Dem könnte und mühte endlich gesteuert werden, indem man an die Stelle der „Gesellschaft“ wieder deren wahrhaftiges Urbild, den Freundeskreis, setzt. Mag der Kreis dann doch beim Bemittelten einmal groß werden — er kann's übrigens auch beim weniger Bemittelten werden, denn Freundschaft bemißt man nicht nach der Anzahl der Gänge und nach den Weinmarken! — so fällt doch die Nothwendigkeit der Seichtheit fort, weil nicht die fürchterliche „Tafelordnung“ dazu zwingt, mit wildfremden Menschen banale Gesprächsthemen zu suchen. Mag dann doch daneben das „offizielle Diner“ als Herrenabfütterung mit obligaten Partheireden und Hochrufen bestehen bleiben. Das hält man wenigstens nicht für eigentliche Geselligkeit, sondern einfach für angenehmen eingewickelte Pflicht!

Ich möchte hier noch ausdrücklich erklären, daß ich keineswegs ein Verächter der Tafelfreuden bin. Wer Aug und Ohr zu verfeinern trachtet, vergißt selten die Verfeinerung der Zunge ganz und gar. Aber das Mahl soll uns doch nicht lediglich alles Uebrige erträglich machen! Je gediegener es ist, desto würdiger sollten wir uns seiner durch innerliche Geselligkeit machen. Ich verlange just keine platonischen Symposien, Gastmähler, bei denen Philosophen das Letzte menschlicher Weisheit dozieren; aber selbst im Kludern kann man doch Besseres thun, als lediglich das Wetter, die Sommerreise, das letzte Theaterstück, den letzten Sieger im Pferderennen und höchstens noch den lieben Nebenmenschen vorzunehmen! — Dazu aber ist eines allerwichtigsten Vorbedingung: Stimmung. Warum lehren nach dem

ritten Gange die Herren eigentlich nur noch nach der Cigarre oder dem „Zer“, die Damen nach dem lebendigeren Zwischern unter sich über Toiletten, Hausangelegenheiten und die — „die Anderen“, das barbarenhaft der allerdings zweifelhafte „Kunstgenuß“ irgend eines Gesangs- oder Klaviervortrages umschmettert? Weil die wahre Stimmung trotz aller Weine und allen Kluderns fehlt.

Diese Stimmung aber giebt zunächst das innere Zusammengehörigkeitsgefühl, also eine echte Geselligkeit aus Freundschaft. Und die Griechen waren sehr weise, daß sie als Regel betrachteten: Nicht weniger als die Zahl der Grazien, nicht mehr als die der Mufen; also zwischen drei und neun Personen. Da ist Eintheiligkeit möglich.

Dann aber wirkt auf die Stimmung auch der Raum. Und das ist sehr wichtig. — Alles architektonische Schaffen ist Stille. Jeder Raum giebt aber auch Stimmung, und giebt er keine erheitende, befreiende, behagliche, so giebt er eine unfreundliche, kalte, leberne. Die Innendekoration ist also wohl im Stande zur Hebung der Geselligkeit beizutragen, namentlich zur Geselligkeit nach dem Mahle. Allerdings kann unter Umständen in Frage kommen, ob eine größere Gesellschaft trotz aller „Inkonvenienz“ nicht besser in zwei besonderen Räumen tafelt, damit an jedem Tische eine gemeinschaftliche Unterhaltung möglich sei. Das gäbe dann neben dem architektonischen Vortheil, mit kleineren Räumen auskommen zu können, wie z. B. in Amerika üblich, allerlei interessante Aufgaben für provisorische Speisezimmerdekorationen. Aber bei Tische wird ja durch den Aufbau, die Beleuchtung, die Besetzung der Tafel im Allgemeinen das Auge genug beschäftigt sein — auch der schönen Gesichter und leuchtenden Kleider Reiz soll keineswegs gering geachtet werden, obgleich wir schlechtere Hälfte ja den Damen darin nicht Gleiches mit Gleichen vergelten, sie also in Bezug auf solchen Schönheitsgenuß leer ausgehen. Nach Tische jedoch ist es, glaube ich zuverächtlich, von größter Bedeutung, daß die Scheidung zwischen Männlein und Weiblein, Jung und Alt nach Möglichkeit aufhört, daß vielmehr alle Genossen zusammengehalten werden durch einheitliche Stimmung. Und die kann zu einem sehr guten Theile der Raum geben.

Man braucht nicht so weit zu gehen wie die jetzt in Paris nach Aufsehen trachtende Vereinigung „L'art nouveau“, die mit äußerstem Geschmac zwar und mit der Absicht, ein bis auf der letzten Nagel zusammenstimmendes Interieur zu schaffen, aber doch auch mit der auf die Spitze getriebenen Reizbarkeit wälscher fin-de-siècle-Nervenmenschen versucht, alle Künste zu einheitlicher intimster Wirkung zu vereinigen, wobei ihr die zarte, feine, aber doch jedes großen Zuges, jeder ausgeprochenen Individualität entbehrende Kunst Japans als Ideal vorischiebt. Aber man wird da doch lernen können, welchen unbewußten und doch gewaltigen Einfluß z. B. lediglich konsequent durchgeführte Farbestimmungen haben können, zumal wenn man nur eine einzige Farbe von starkem Tonwerth vormalten läßt, aus dem ganzen Raume sozusagen ein monochrom gehaltenes Ornament macht. Ähnliches gilt für die Anordnung der Beleuchtung. Ich kann hier nicht in die Schilderung von Beispielen nach diesen beiden Richtungen eingehen; abgesehen von der Ausdehnung dieses Themas müßte man hier mindestens auf bildliche Darstellungen, wenn nicht auf allgemein bekannte Musterräume zurückgehen. Aber ich darf vielleicht wenigstens auf ein allgemeiner bekanntes Beispiel hinweisen, daß es auch nach der formalen Seite, die ich bisher nicht einmal berührt, ganz neue Stimmungswerte giebt, auf Werles „Konversations- und Spielzimmer“ in seinem köstlichen Werke „Das vornehme deutsche Haus.“ Hier ist es geradezu die Märchenstimmung, eine der deutschesten, darf man wohl sagen, die der Künstler angeht und erreicht hat. Dadurch beweist er, daß auch nach seiner Ansicht deutsche Geselligkeit nicht in leerem Geschwätz und Statispiel besteht. Notabene will ich dem Stat nicht auch noch ein Vereat kommen, obwohl ich selbst nicht Spieler bin. Aber mögen doch drei, vier Leute sich damit die Sorge vertreiben oder die Nerven beruhigen; nur wenn genug Menschen zu gutem Wort vorhanden sind, verbanne man das Spiel.

Und nun das gute Wort! Regt der Raum schon erst eine künstlerische Stimmung an, so kommt auch wohl gelegentlich ein intimeres Gespräch über Kunstfragen zur Geltung. Ist doch „Kunst“ das gegebene Thema für eine wirklich angeregte und höher anregende Unterhaltung. Politit und Philosophie sind gefährliche Gebiete, bei denen „überzeugte“ Geister leicht heftig aufeinanderplagen. Das „Mitreden-können“ — aber nicht das

frig
fter
risse
und
Ge-
find
ens-

von

nur
und
und
dem
Be-
der
nur
weite
nlich
ein
Ge-
nzen
die
Hum
nere
agen
ver-
ufige
etell-
etel-
eder
arri-
gkeit
sein
ge-
ben-
hren
isen,
und
bern
vir's
ßere
ß er

eine
gen
tten,
inter-
nter-
zu
ehen-
ichen
seine
nun
rade
agen-
? —
ichts

astler
h in
ham-
ges
ber-
ninen

ntige-
rines
ohn-
erits
arm-

landläufige unechte — in Kunstfragen sollte aber doch wirklich das Kennzeichen eines „Gebildeten“ sein!

Auch auf diesem Gebiete wird man phylisterhafte Dozirerei zu vermeiden haben; aber auch im Klaudern noch läßt sich einer Sache näher kommen, als man denkt; es muß nur ein wirkliches warmes Interesse dafür vorhanden sein. Das ist aber gar nicht so schwer zu erwecken. Man denke nur, daß oft genug auch einrecht mittelmäßiger Gesangsvortrag, sogar noch in unserer zusammengewürfelten Geselligkeit, unter zwei Musikfreunden ein sehr angeregtes Gespräch über die edle Musik zu Stande bringt. So könnte ein neues Gemälde, eine Statuette, ein Kupferwert ebenfalls zu Gesprächen anregen, die, einen intimeren Kreis vor ausgelegt, keineswegs nur an der Oberfläche hängen zu bleiben brauchen.

Es wäre in der That allen Ernstes zu überlegen, ob nicht der Kunst, ganz anders als durch große Ausstellungen, dadurch aufgeholfen würde, daß die Künstler denjenigen Häusern, in denen die wirkliche Auslese unserer Gesellschaft verkehrt, für einen Festabend ihr neuestes Werk zur Betrachtung leihweise überliefern. Da würde durch lebhaftere persönliche Beziehungen sogleich ein weit wärmeres, einseitlicheres Interesse erzeugt. Der Wirth hätte dann nur die Aufgabe, auch solche geistigere Delikatesse pikant zu serviren. Wie es Bananenthum verräth, ein Musikstück mitten in das Lachen medianter Damen und rauchender, gewagte Witschen erzählender Herren hineintönen zu lassen, so würde es verfeinerten Geschmack verrathen, wenn man ein solches Kunstwerk in einem Raume ausstellte, der in seiner ganzen Dekoration die Stimmung jenes Kunstwerkes vorbereitete.

Es würde sich also auch besonders um provisorische Dekorationen handeln. Es bedarf da schließlich nicht einmal eines neuen Werkes der Malerei oder Bilderei. Eine neue Gruppierung von Stoffen, Möbeln und Kleinkunstgegenständen, durch geschickte Beleuchtungseffekte gehoben, würde bereits ein Magnet für die Augen werden. Da mag man zu harmlosem Scherz eine Kojenische für zwei eben Verlobte errichten, ausgestattet mit allen Süßigkeiten des Konditors der Literatur und des Kunstgewerbes; da würde man zur improvisirten Aufführung von Sprüchwörtern — wir haben gar keinen Grund, über dieses Spiel unterer Kulturvirteren Großeltern die Nase zu rümpfen — eine Art Bühne aufschlagen können; da würde bereits ein neuer „Karitätenwinkel“ Aufmerksamkeit erregen können, wenn nur die Anordnung verlockend und ursprünglich in der Erfindung ist u. i. w. Man würde nach dem Stil, nach der Herstellungsweise, der Bezugsquelle, ja (immerhin!) nach dem Breiße der einzelnen Gegenstände fragen, man würde das Ganze „reizend“ finden und — nachzuahmen suchen. Diese interessirte Bethätigung aber anzuregen ist alles, was wir zur Förderung der Kunst brauchen.

Wir brauchen nur ein tieferes Interesse, ein wirkliches Verständnis; damit ist dann auch sogleich ein wahres Bedürfnis geschaffen; erst dann aber, wenn nicht mehr unendliche Versuche auf den Markt geschüttet werden müssen, um halb widerwillige Käufer zu verblüffen und anzulocken, erst wenn der Käufer weiß, was er will, kann unser Kunstgewerbe wirklich zu einer gesunden Blüthe gelangen.

Nur in allgemeinsten Umrisen konnte ich an dieser Stelle andeuten, was die Geselligkeit, mit Sinn, Grazie und deutscher Ehrlichkeit gepflegt, nach dieser Richtung wirken könnte, wobei zugleich sie selbst wieder lebendige Anregungen empfinde. Möge also Jeder an seinem Theile dazu beitragen, das „Gesellschaftsgewerbe“ durch alte deutsche Gastfreundschaft zu erregen!

Allerlei.

Eine **dröhlige Verspielererei**, die in den sechziger Jahren sehr modern war, war der Schovers. In der Regel wurden diese Verse in Fragen eingeleitet. Z. B.:

- Oho, sind Deine Antworten Ironie? —
D me!
- Sagst Du mir immer die Wahrheit, wenn ich frage? —
Frage!
- Wie lange bleiben jung die Frauensimmer? —
Zimmer!
- Was lieben die Lieutenants mehr als Bataillen? —
Taiten!

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben Notationdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

- Wer sieht einen Reichen gerne sterben? —
Erben!
- Was fühlt man, baut man auf eines Menschen Treue? —
Neue!
- Welche Auszeichnung ist manchen Unwürdigen geworden? —
Orden!
- Welches ist das wirksamste Mittel gegen Liebeswehe? —
Ehe!
- Was sind die meisten Frauen von der Ehe bis zum Scheitel? —
Eitel!
- Wer ist der liebenswürdigste Mensch? Sprich! —
Ich!
- Was wird aus mir, wenn ich sterben werde? —
Erde!
- Solde Nymphe, willst Du nicht mehr zu antworten geruben? —
Ruben!
- Nun, so schließe ich meine Fragen in Gottes Namen! —
Amen!

Der **Kpirudoob**. Einen höchst sonderbaren Vogel haben die Forschungsreisenden auf Neu-Guinea entdeckt. Es ist eine von den Eingeborenen mit dem Namen Kpirudoob bezeichnete Art, der von den Zoologen die Benennung „Todesvogel“ gegeben wurde. Eine Fleischwunde von dem scharfen Schnabel dieses unheimlichen Vogels erzeugt folternde Schmerzen in allen Gliedern und Muskeln, Verlust des Gehörts, des Gehörns und der Sprache, worauf nach Krämpfen und Nervenparalyse schließlich Geniastarre und der sichere Tod eintreten. Der Biß dieses Vogels ist also ebenso giftig wie der der gefährlichsten Giftschlangen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

— Dem Bedürfnis des Gebildeten, außer der heimischen Dichtung auch die Literaturen der andern Kulturvölker kennen zu lernen, kommt die Halbmonatschrift „**Aus fremden Jungen**“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) entgegen, indem sie ihn der Mühe überhebt, aus der Fülle literarischer Schöpfungen sich selbst das Beste herauszuwühlen, und ihm alljährlich in 2 reichhaltigen, wohlfeilen Heften das Werthvollste aus den fremden Literaturen in musterhafter Uebersetzung bietet. Das soeben ausgegebene 1. Heft des 7. Jahrgangs zeigt von neuem, wie trefflich die Zeitschrift diese Aufgabe erfüllt. Es bringt neben Guy de Maupassants Roman „Unter Herz“, einem der letzten Werke des unglücklichen Franzosen, des Engländers Thomas Hardy bedeutenden Roman „Juda der Unberühmte“; daran reihen sich mit kleineren Werken zwei nicht weniger glänzende Autoren: die Italienerin Mathilde Serao mit der liebenswürdigen Novelle „Ein Besuch“ und der Schwede August Strindberg mit der großartigen, packenden Erzählung „Gemeinschaft“. Von „Aus fremden Jungen“ erscheinen allmonatlich 2 Hefte à 50 Bfg. Das 1. Heft sendet jede Buchhandlung auf Verlangen zur Durchsicht ins Haus.

— Die neue (dritte) Ausgabe der **gesammelten Werke von Ludwig Anzengruber**, welche der F. G. Cotta (Nachfolger) in Stuttgart lieferungsweise erscheint, ist bis zum 5. Heft vorgeritten. Sie beginnt mit der Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof“, einem der hervorragendsten, wegen seiner Weltmoral, aber auch wegen seiner Werke der neueren deutschen erzählenden Literatur. Der damit benahte zum Abschluß kommende erste Band wird eingeleitet durch eine literarische Würdigung des Dichters und eine Reihe interessanter Beiträge zu seiner Selbstbiographie aus dem Nachlaß. Auf diese Ausgabe sei hiermit nochmals hingewiesen; sie erscheint in 60 vierzehntäglichen Lieferungen zu 40 Bfg. und ist erheblich wohlfeiler als die früheren.

— Das vierte Quartal der von Carl Grüninger (Stuttgart) herausgegebenen „**Neuen Musik-Zeitung**“ bringt eine hochpoetische Novelle von Peter Kosegger, ferner Erzählungen von Clara Nait und S. v. d. Höhn, musikgeschichtliche Trags, Auszüge aus neueren Memoiren von Musikern, einen Aufsatz über die Harmonik Richard Wagners von W. Hauke, Biographien von deutschen Komponisten, von Vokal- und Instrumental-Virtuosen mit Bildern, musikpädagogische Artikel, Texte für Liederkomponisten, Berichte über neue Opern und Konzertwerke, Nachrichten über das Musikleben der Gegenwart, Urtheile über Erfindungen der Literatur, Vespredungen neuer Musikalien, weitere Künstleraneddoten. Die zahlreichen, wertvollen Musik-Beilagen enthalten ausgewählte Klavierstücke, Lieder, sowie ein Duo für Violone und Klavier. — Die „**Neue Musik-Zeitung**“ (Preis vierteljährlich 1 Mark) sei allen Musikfreunden aufs beste empfohlen. Probe-nummern versendet die Verlagsbuchhandlung Carl Grüninger in Stuttgart kostenfrei.